

Nr. 186 Bromberg, den 17. August 1933.



Roman von Hanns Gelsam.

(11. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Die große Uhr in der Hotelhalle schlug 10 Uhr abends, als Alfred von seinem Zimmer herunterkam und zur Hotelbar ging.

Nachdem Marianne mit ihrem Bruder und Dr. von Kamp das Hotel verlassen hatte, um nach Venedig zur Oper zu fahren, war er zunächst auf sein Zimmer gegangen. Hier war trotz der jalousieverschlossenen Fenster eine solch drückende Luft, daß er nach einer Stunde wieder aufstand und hinunterging.

Schlafen konnte er trotz der vorangegangenen anstrengenden Reise nicht. Bevor er jedoch zur Bar ging, um unter Menschen zu sein, begegnete ihm in der Halle der Hoteldirektor. Unwillkürlich blieb Alfred bei ihm stehen.

„Verzeihen Sie," sagte er in gutem Französisch, „Sie waren so gütig, meinen Bekannten Theaterkarten für die Galaoper zu besorgen. Wäre es unter keinen Umständen möglich gewesen, daß ich heute noch einen Platz bekommen hätte?"

„Leider war es vollständig ausgeschlossen", erwiderte der Direktor, der in Alfred den Deutschen erkannte, in verständlichem Deutsch. „Die einzige Karte, die ich Ihnen hätte besorgen können, gehörte ja zu den teuersten Logen. Soviel wollte der Herr ja nicht anlegen?"

Alfred war wie vor den Kopf geschlagen.

„Habe ich recht verstanden, Sie hatten noch einen Platz, sagen Sie?"

„Allerdings, eine Amerikanerin hier im Hotel, die seit gestern abend erkrankt ist, hat ihren Logenplatz zur Verfügung gestellt. Aber Signore von Kamp sagte mir, 250 Lire wollten Sie für das Billett nicht anlegen. Sir Schory von der englischen Admiralität hat dann in letzter Stunde den Platz übernommen."

Dr. von Kamp hatte also geschwindelt, hatte ihn auf die gemeinste Art um diesen Abend betrogen. Mit Absicht hatte er sein Zusammensein mit Marianne hintertrieben, und das konnte nur einen Grund haben, nämlich Marianne für sich zu gewinnen.

Alfred faßte sich, murmelte etwas von einem vorliegenden Mißverständnis, damit der Hoteldirektor nichts merkte, und stürmte hinaus in den Garten. Wenn ihm Dr. von Kamp jetzt begegnet wäre, er hätte ihn ohrfeigen können.

Wohl eine Stunde lief Alfred durch den Hotelpark und überlegte, was er tun sollte. Endlich hatte er sich soweit beruhigt, daß er fähig war, klar zu überlegen.

Dr. von Kamp würde er noch heute abend zur Rechenschaft ziehen.

Mit Marianne wollte er am nächsten Vormittag sprechen. Sie würde über die unehrliche Handlung des Freundes ihres Bruders sicherlich ebenfalls sehr empört sein.

Langsam schritt er zur Hotelhalle zurück. Hastig trank er in der Bar einige eisgekühlte Vermouth-Soda, hielt sich dann einige Zeit im spiegelglitzernden Saal auf, wo ein internationales, mondänes Publikum lachte, flirtete und nach den gedämpften Klängen einer Jazz-Kapelle tanzte, und postierte sich draußen auf der großen Terrasse an einem kleinen, im Hintergrunde stehenden Tischchen.

Kurz vor 12 Uhr fuhr unten an der Terrasse ein Auto vor. Alfred beobachtete, selbst unbemerkt, wie Marianne mit ihrem Bruder und dessen Freund die Treppen emporstieg.

Durch die hohen Fenster des Vestibüls sah er, daß sich die beiden Herren von Marianne verabschiedeten und zur Hotelbar gingen, während Marianne mit dem Fahrstuhl zu ihrem Zimmer fuhr.

Alfred wartete noch einen Augenblick, dann ging auch er zur Bar.

Heinz von Weltersburg und Dr. von Kamp sahen erstaunt auf, als sie ihn so plötzlich kommen sahen.

Noch überraschter waren sie jedoch, als Alfred sehr förmlich zu Dr. von Kamp sagte, er möchte ihn gerne einen Augenblick draußen allein sprechen.

Daß die Geschichte mit dem Theaterbillett so schnell herauskam, zweifellos handelte es sich doch darum, war Dr. von Kamp mehr als peinlich. Da er sich jedoch in Gegenwart seines Freundes sicherer fühlte, versuchte er schnell, die Angelegenheit ins Harmlose zu ziehen.

„Warum so ungemütlich, Herr Wenger?" meinte er, etwas unsicher lächelnd. „Vor Herrn von Weltersburg habe ich keinerlei Geheimnisse. Also schießen Sie hier schon los, was Sie auf dem Herzen haben."

Alfred übersah den ihm angebotenen Stuhl mit Absicht, stellte sich jedoch dicht vor Dr. von Kamp und sagte:

„Sie scheinen eine Unterredung unter vier Augen zu fürchten, Herr Doktor! Der Hoteldirektor hat mir erklärt, daß heute abend, als Sie mit ihm wegen einer Theaterkarte für mich verhandelten, übrigens ohne von mir darum gebeten worden zu sein, er Ihnen ein Billett angeboten habe, Sie hätten dies mit der Begründung abgelehnt, daß ich den hohen Preis dafür nicht anlegen wollte. Zu mir sagten Sie in Gegenwart des Herrn von Weltersburg, daß unter keinen Umständen mehr vom Hoteldirektor ein Billett zu beschaffen sei."

Dr. von Kamp, der sich von seiner Überraschung schnell erholt und eine Ausrede gefunden hatte, lachte gezwungen auf.

„Also das ist es, was Sie so in Harnisch bringt? Ja, sehen Sie, mein lieber Herr Wenger, ich habe doch nur Ihr Bestes im Auge gehabt. Der Direktor hatte tatsächlich noch einen der teuersten Logenplätze zur Verfügung, verlangte jedoch 250 Lire dafür. Da dachte ich mir gleich, daß, umgerechnet, etwa 50 Reichsmark doch ein bißchen happig für so'n Theaterbillett wären. In Gegenwart von Marianne habe

ich in Ihrem Interesse absichtlich von diesem teuren Platz geschwiegen, denn" — hier wandte er sich an Heinz von Weltersburg, „wie du ja weißt, Heinz, weiß deine Schwester wirklich noch nicht den Wert des Geldes zu schätzen, und sie hätte es sicherlich übel genommen, wenn man nicht einfach 50 Mark opfert, um dafür zwei Stunden mit ihr zusammen im Theater zu sein. Dankbar sollten Sie mir sein, Herr Wenger, daß ich Ihnen eine Szene vor Marianne und dazu 50 Mark erspart habe. Hoffentlich zeigen Sie sich jetzt erkenntlich und spendieren dafür ein paar anständige Coktails."

„Herr Doktor," erwiderte Alfred gelassen, „was Sie da sagen, glauben Sie selbst nicht. Die wahren Absichten, die Sie mit Ihrer Handlungsweise hatten, sind mir klar. Glauben Sie nicht, mich hinters Licht führen zu können. In Zukunft suchen Sie sich jedoch ehrliche Waffen aus. Ich glaube nämlich nicht, daß Sie durch solcherlei Machenschaften bei Marianne gewinnen werden."

Wütend sprang Dr. von Kamp jetzt auf. Jetzt, da er seine Absichten erkannt sah, vergaß er alle Vorsicht.

„Was wollen Sie," sagte er, „was geht Sie das an, ob ich in Mariannes Auge gewinne oder nicht. Achten Sie lieber auf sich! Glauben Sie, Ihre Handlungsweise wäre korrekt, einem solch jungen Mädel schon den Kopf zu verdrehen und einfach ins Ausland nachzureisen? Ob man Ihren Verkehr mit der knapp Siebzehnjährigen im Hause Weltersburg überhaupt dulden will, danach fragen Sie nicht!"

„Schweigen Sie!" fuhr Alfred ihn an. „Was zwischen Marianne und mir ist, darüber bin ich Ihnen keinerlei Rechenschaft schuldig. Ich glaube, daß Herr von Weltersburg selbst Mann genug ist, für seine Schwester einzutreten. Mit Ihnen möchte ich nichts mehr zu tun haben."

Er verabschiedete sich kurz von Mariannes Bruder und ging hinaus.

Auf seinem Zimmer saß er noch lange am offenen Fenster und dachte über alles nach. Weit draußen auf dem Meere schimmerten die Lichter der dort vor Anker liegenden englischen Kreuzer.

Ganz in der Ferne am Horizont sah man die Signallampen des Triester Dampfers in der lauen dunklen Sommernacht. Von unten aus dem Hotelsaal drangen gedämpft die Klänge der rhythmischen Tanzmusik herauf.

Da begab Alfred sich zur Ruhe. Der morgige Tag würde ihm die Entscheidung bringen, das war gewiß.

*

Generaldirektor Wilmsen kam nicht mehr dazu, die ihm von seiner Nichte aufgetragenen Grüße an Professor Holten auszurichten.

Als er nämlich sofort nach der Rückkehr von seiner Berliner Geschäftsreise seinem Schwager telephonierte, wurde ihm von Irene Holten gesagt, daß der Vater am Tage zuvor mit Marga nach Venedig abgereist sei.

Beide wollten Käte dort überraschen und dann für einige Zeit weiter nach Süditalien reisen. Die Italienreise sei ja seit vielen Jahren schon immer Vaters sehnlichster Wunsch gewesen.

„Und dich läßt man einfach daheim?" fragte der Generaldirektor sein Nichtchen.

„Das macht nichts, Onkel," erwiderte Irene ganz vergnügt, „Vater sagt, meine Verlobung und Kätes Fliegerei hätten ihm so viel Geld gekostet, jetzt wollten er und Marga sich auch mal was leisten."

„Da hat er recht, das muß man sagen," meinte der Onkel, „aber du hast doch den besten Teil gewählt, denn eine Verlobung geht doch noch über Italienreise und Flugsport, meinst du nicht, Kleines?"

Natürlich war die junge Braut ganz seiner Meinung und versprach, des Onkels Grüße brieflich dem Vater zu übermitteln.

Der Professor aber saß um diese Stunde mit seiner Tochter Marga im Zuge und fuhr dem Süden zu. Am Tage vorher waren sie am Rhein entlang und dann bis München gefahren.

Hier hatten sie übernachtet, um am nächsten Morgen die Reise nach Venedig fortzusetzen.

Viel Schlaf hatte der Professor in der Nacht nicht gefunden, da er in München in einer Abendzeitung eine kurze Meldung über den Unfall seiner Tochter las. An einen ausführlichen Bericht über den feierlichen Empfang der Teilnehmer des Internationalen Zuverlässigkeitsfluges in Berlin und den Start trotz schlechtem Wetter zum Weiterflug nach Wien war ein kurzes Telegramm aus Zittau angefügt, das folgendes berichtete:

„Heute vormittag mußte das Flugzeug der deutschen Sportfliegerin Käte Holten, das sich auf der Etappe Berlin—Wien des Internationalen Zuverlässigkeitsfluges befand, dicht vor der tschechischen Grenze notlanden. Bei der Landung wurde der Propeller zersplittert, die beiden Insassen trugen jedoch nur geringfügige Verletzungen davon. Das Flugzeug wird im Laufe des Tages abmontiert."

Noch am späten Abend hatte der Professor ein dringendes Telegramm mit Rückantwort an die Leitung des Flugplatzes Aspern bei Wien gerichtet und um genaue Nachricht über seine Tochter gebeten. Unter Umständen wollte er dann seinen Reiseplan ändern und, statt nach Venedig, nach Zittau, Dresden oder Wien fahren.

Als er gegen 6 Uhr früh aufstand, kam das Antworttelegramm bereits an.

„Fräulein Holten in Wien glücklich gelandet, keine Verletzungen davongetragen, bleibt im Wettbewerb.

Flugleitung Aspern."

Also stimmte die Zittauer Meldung in der Zeitung doch nicht.

In froher Stimmung darüber, daß Käte gesund war und nach Venedig kommen würde, weckte Professor Holten Marga, und bald darauf traten beide die Weiterfahrt an.

Natürlich kaufte der Professor vor der Abfahrt noch ein ganzes Paket Morgenzeitungen, um im Zuge die Meldungen über den Weltflug zu studieren. Nicht lange brauchte er zu suchen, denn eines der großen Münchener Blätter brachte bereits einen ausführlichen Bericht über die Notlandung seiner Tochter.

„Unser Wiener Vertreter", so meldete die Zeitung, „hatte gestern abend noch Gelegenheit, die deutsche Sportfliegerin Käte Holten nach ihrem Eintreffen auf dem Flugplatz Aspern zu interviewen. Fräulein Holten, der man nichts mehr von ihrem Mißgeschick anmerkte, schilderte bereitwilligst ihr Künstlerpech, wie sie selbst ihre Notlandung nannte.

Wir verließen Berlin, so erklärte sie, in aller Frühe bei schlechtem Flugwetter. Kurz hinter Cottbus zeigte sich ein kleines Tiefdruckgebiet, dem wir keine störende Bedeutung beizumessen brauchten. Mit durchweg starkem Südwind erreichte ich fast in einer Stunde die tschechische Grenze.

Stellenweise stießen wir auf heftige Böen aus östlicher Richtung, die uns aber wegen der hohen Geschwindigkeit unserer Maschine nicht viel anhaben konnten. Ich freute mich über die Schnelligkeit unseres Fluges durch den günstigen Rückenwind, hatte aber nicht mit dem Riesengebirge als Windscheide gerechnet.

Denn plötzlich hatte sich der Wind gedreht, und nun hieß es, mit Vollgas auf das Lausitzer Gebirge zusteuern. Und in diesem kritischen Augenblick setzte der Motor aus. Da blieb nichts anderes als eine Notlandung übrig.

Weit und breit war bei dem diesigen Wetter kein geeignetes Gelände zu sehen, und Zeit zum Aussuchen blieb auch nicht, da unsere Maschine bereits vom Winde hin- und hergeschleudert wurde. In einer Schonung, die vor uns leicht bergan stieg, wollte ich gegen den Wind aufsetzen. Bei der Landung packte uns jedoch noch einmal eine Böe, so daß wir ziemlich unsanft und mit einem Kopfstand landeten. Da wir beide, mein Orter und ich, uns rechtzeitig losgeschnallt hatten, um bei zu starkem Aufstoß nicht den Motor in den Leib gedrückt zu bekommen, so flogen wir im eleganten Bogen heraus.

Das Resultat war: Propellerbruch bei der Maschine, Schulterverrenkung und kleine Fleischwunde bei meinem Orter und ein blutendes Näschen bei mir. Also war ich am besten weggekommen.

Erst habe ich die Wunden meines Begleiters verbunden und dann meine Maschine untersucht. Ich mußte wissen, warum der Motor ausgesetzt hatte. Das war recht bald festgestellt, denn es war kein Tropfen Benzin mehr da. Der Tank war leck geworden. (Fortsetzung folgt.)

Das Heiligtum.

Der Wald ist heilig, durch sein Wipfelrauschen
Hört man des Gottes Stimme leise schwingen —
Und Melodien ferner Himmelschöre
Durch gold'nes Schweigen zu uns niederdringen.

Die dunklen Weiher seiner fernsten Tiefen
Umspüren uns mit prüfend ernsten Blicken —
Und all die ewig Unbegreiflichkeiten
Vermögen es, der Welt uns zu entrücken.

Wie überirdisch Leuchten dringt die Sonne
In breiten Silberstreifen durch die Zweige —
Es ist, als wenn der Wald in tiefer Andacht
Vor diesem Heil'genschein die Wipfel neige.

Die Säfte steigen aus der Wurzel Tiefen
In dunklen Nächten, voll geheimem Leben —
Wenn um die ältesten der Waldesriesen
Die Träume längst entschwund'ner Zeiten schweben.

Frieda Callier.

Zwei Briefe und ein Unglück.

Skizze von Hannes Butenschön.

Peter Walden, seines Zeichens Student an der Technischen Hochschule, blutjung, frisch, blond und schlank, saß am wackligen Schreibtisch seines armseligen Zimmerchens im fünften Stock der nun schon vierzig Jahre alten Mietskaserne und schrieb. In rasender Fahrt glitt die Feder über das Papier. Er mußte sich beeilen, mit den Briefen fertig zu werden, denn in zehn Minuten sollten seine Kameraden kommen, um ihn zu einem Sommernachtsball abzuholen. Den Brief an seine Verlobte hatte er fertig, nun sollte der an seinen Vater folgen.

Das war nun nicht so einfach, denn die Worte mußten richtig und wirkungsvoll zu Papier gebracht werden, und das wiederum wurde erschwert durch die harte, aber leider erst durch einen neuen Bittbrief aus der Welt zu schaffende Tatsache, daß der Herr Papa vierundzwanzig Stunden vorher eine unquittierte Rechnung an den Sohn hatte zurückgehen lassen, wobei sich ganz nebenbei die Bemerkung fand, ordentliche Söhne machten, wenn sie ordentliche Väter hatten, niemals das, was der so viel gerühmte Mund des Volkes etwas prosaisch Schulden nennt.

Aber nun sollte Peter ja bald freikommen von der monatlichen Unterstützung. Dann würden wenigstens die ellenlangen ermahnenden Episteln wegfallen, die einem so schön die prächtige Sonntagslaune verderben konnten. Aber durfte man es einem so alten Herrn übel nehmen, wenn er seinem Herrn Sohn ein bißchen auf die Finger klopfte? Peter seufzte elegisch und schrieb weiter.

„Freue dich, lieber Vater!" so hieß es in seinem Schreiben, „jetzt hat dein Sohn endlich einmal etwas Vernünftiges getan. Und weißt du was? Ich habe mich mit einem wohlhabenden Mädchen verlobt, und ihr Vater hat versprochen, mir mit monatlich 250 Märkerchen unter die Arme zu greifen, bis ich mein Examen bestanden habe. Das ist doch großartig, was? Wahrscheinlich hat die feudale Aussicht, daß seine Tochter bald eine „Frau Doktor" wird, den alten Landkrauter da draußen irgendwo in der Heide, wo sich Hunde und Füchse gute Nacht sagen, bewogen, dieses edelmütige Anerbieten zu stellen. Wie du siehst, lieber Vater, habe ich jetzt endlich die Macht des Reichtums kennen und den Wert des Geldes schätzen gelernt, und ich freue mich aufrichtig, daß ich dir nicht länger zur Last zu liegen brauche."

Eigentlich wollte Peter nun noch hinzufügen, daß seine Verlobte ein wirklich reizendes und süßes Geschöpf sei, ein entzückender Blondkopf mit Schwung und Temperament, an dem er mit ganzem Herzen hinge, und daß ihm demgegenüber alles Geld der Welt völlig schnuppe sei, aber da stürmten schon seine Kameraden in die Stube, um ihn abzuholen. Hastig schrieb Peter die Adresse, klebte in rasender Eile den Umschlag zu, und als er mit den Freunden am Bahnhof vorbei kam, sprang er schnell auf den Bahnsteig und warf den Brief, zusammen mit dem an seine Verlobte, in den wartenden Zug. Dann zogen sie alle jubelnd und lachend los zum Sommernachtsball in der Laubenkolonie.

Drei Tage später betrat Peter unlustig und unentschlossen sein trübseliges Zimmerchen im fünften Stock. Es regnete den ganzen Tag Bindfaden, und Peter schwankte, ob er sich hinlegen oder lieber eine runde halbe Mark für das Kino opfern sollte. Plötzlich fiel sein Blick auf die Schreibtischplatte. Was erblickte er denn dort? Sieh da, zwei Briefe, liebe Briefe obendrein, wie er sofort sah. Wenigstens bezog sich das ohne weiteres auf den einen, wenn auch nicht den ersten, denn der war vom Vater, das erkannte er an der energischen, etwas steilen und spitzen Handschrift. Der eilte nicht so. Aber der andere stammte von Elsie, das sah er sofort am Poststempel. Nur war die Adresse diesmal mit der Schreibmaschine, statt mit Elsies lieber, zarter Hand geschrieben, und außerdem lag merkwürdigerweise eine Einschreibquittung daneben, von der Wirtin unterzeichnet. Kopfschüttelnd riß Peter den Brief auf, griff hinein — und ein goldener Reif trudelte heraus. Es war sein Verlobungsring. Als Peter nach einigen Zeilen von Elsie suchte, fand er sie nicht, statt dessen fiel aber etwas anderes heraus, und das war der Brief, den er vor drei Tagen an seinen Vater geschrieben hatte. Nichts weiter. Aber das genügte auch.

Es dauerte Stunden, bis Peter richtig begriff, was er eigentlich angerichtet hatte. Rasende Kopfschmerzen peinigten ihn. Ganz zerschlagen lag er auf dem Ruhebett und schluckte Tabletten, während er mechanisch nach dem Brief seines Vaters langte, um ihn zu öffnen.

Der Vater schrieb:

„Mein lieber, guter Junge! Wenn man, wie ich, von seinem Sohn seit Jahren immer nur Briefe mit Geldbitten, unquittierten Rechnungen und dergleichen unangenehmen Dingen bekommt, ist man natürlich hocherfreut, ganz überraschend einen von Liebe schier überströmenden Brief zu erhalten. Solche Briefe, mein lieber Sohn, wünsche ich mir immer, so lange ich lebe, und in diesem Sinne grüßt Dich herzlichst Dein Vater."

Siamesische Zwillinge streiten sich.

Von Paul Bredenbeck.

Im Zusammenhang mit der Drüsenforschung hat sich die Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten eingehend mit dem Problem beschäftigt, wie die Entstehung menschlicher Abnormitäten zu erklären ist. Hier konnte fast restlose Klarheit geschaffen werden. Dagegen wandte man sich erst in letzter Zeit der Frage zu, ob all diese Jahrmarktszugstücke wie Sechs-Zentner-Jungfrauen, Skelettmenschen, Zwerge, Siamesische Zwillinge und Damen ohne Unterleib normale Charaktereigenschaften besitzen oder ob sie sich auch hier von ihren gewöhnlichen Mitmenschen unterscheiden.

Als Hauptergebnis der Untersuchungen auf diesem Gebiet kann eine seltsam anmutende Tatsache festgestellt werden: Die meisten menschlichen Abnormitäten sind eitel! Man sollte meinen, daß eine „Dame ohne Unterleib" in ständigem Hader mit ihrem grausamen Schicksal liegt und die Zurschaustellung ihres von der Natur nicht vollendeten Körpers als eine Qual empfindet. Das scheint aber durchaus nicht der Fall zu sein. Eine der bekanntesten Vertreterinnen dieser Abnormitätengattung, die Besitzerin eines gewinnenden Wesens und eines über den Durchschnitt hübschen Gesichtes, erklärte: „Warum soll man mich bemitleiden? Ich habe meinen körperlichen Zustand niemals als Mangel empfunden und fühle mich durchaus glücklich." Zwei andere „Damen ohne Unterleib" sollten einmal auf der Platte festgehalten werden. Hierbei gerieten sie einander in die Haare, weil der Photograph die eine so setzte, daß sie kleiner auf das Bild gekommen wäre als die andere.

Eine Riesendame im Gewichte von sechs Zentnern, von Natur ein durchaus friedfertiges und liebenswürdiges Wesen, tobte gelegentlich einer Vorstellung, weil ein Zuschauer über ihre Unförmigkeit lachte und dementsprechende Bemerkungen machte. Es dauerte drei Viertelstunden, bis die gewichtige Jungfrau sich beruhigt hatte und wieder auftreten konnte. Der Spötter hatte sich schleunigst dünne gemacht, als der Fleischberg sich auf ihn zu stürzen drohte.

Am eitelsten sind zweifellos die Zwerge. Als einst der bekannte amerikanische Zwerg General Däumerling der Königin Viktoria und dem Prinzen Eduard von Wales vorgestellt wurde, warf sich der Dreikäsehoch in Positur: „Der Prinz ist zwar größer als ich, aber ich bin mindestens ebenso bedeutend." — Ein typischer Charakterzug der Zwerge wird durch die Ansicht gekennzeichnet, sie könnten normale Ehen mit Durchschnittsmenschen führen. Tatsächlich sind auch einige solche Verbindungen durchaus glücklich gewesen.

Man kann es verstehen, wenn Riesen auf ihren ungewöhnlichen Körperwuchs stolz sind, aber weniger begreiflich will es uns erscheinen, wenn Menschen mit Aztekenschädeln sich auf ihre anormale Kopfform, die nach unseren Begriffen alles andere als schön ist, noch etwas einbilden. Eine dieser Abnormitäten wurde derartig eifersüchtig auf zwei jüngere, im gleichen Zirkus gezeigte „Konkurrenten", daß sie die beiden eines Abends zu erschlagen versuchte. — Von einer englischen Abnormität, die als die „häßlichste Frau der Welt" gezeigt wird und ein geradezu abstoßend wirkendes Gesicht besitzt, weiß man, daß sie der Pflege ihres Äußeren manche Stunde im Tag widmet.

Wenn von den „Riesendamen" im allgemeinen behauptet werden kann, daß sie die Gutmütigkeit und Friedfertigkeit selbst sind, so trifft bei den „Skelettmenschen", Leuten von erschreckend hagerem und großem Körper, gerade das Gegenteil zu. Sie sind streitlustig und laufen mit einem Gesichtsausdruck herum, der durchaus zu ihrem totenähnlichen Äußeren paßt.

Von siamesischen Zwillingen sollte man erwarten, daß sie sich bemühen, nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich miteinander verbunden zu sein. Das ist durchaus nicht immer der Fall. Die beiden ersten bekannten Zwillinge dieser Art, die Siamesen Eng und Dschang, lagen oft in Streit miteinander, wollten die trennende Operation vornehmen lassen, was freilich nicht möglich war, und sprachen drei Jahre lang kein Wort miteinander. — Die bekannten siamesischen Zwillinge Daisy und Violet Hilton gelten als die reizendsten Vertreterinnen ihrer Art. Man hört auch nichts davon, daß sie sich untereinander streiten. Dagegen sind sie leicht reizbar, was vor kurzem ihr Manager am eigenen Leibe erfuhr, als sie in einer Streitfrage gemeinsam über ihn herfielen und ihm die Kleider vom Leibe rissen.



Bunte Chronik



Freie Bahn den Hochzeitsreisenden!

Bekanntlich gewähren die italienischen Staatsbahnen allen Hochzeitsreisenden, die nach Italien kommen, die außerordentlich hohe Fahrpreisermäßigung von 75 Prozent. Diese Maßnahme hat zur Folge, daß seit längerer Zeit Rom das beliebteste Ziel der Hochzeitsreisenden darstellt. Der Gouverneur von Rom hat nun eine Verfügung herausgegeben, in der angeordnet wird, daß den Hochzeitsreisenden aus dem In- und Auslande, die die Ewige Stadt besuchen, Freifahrtscheine für sämtliche Straßenbahn- und Autobuslinien Roms ausgehändigt werden. Diese Fahrscheine haben fünf Tage Gültigkeit. Auch auf anderen Gebieten gewährt die italienische Regierung den Neuvermählten alle nur erdenklichen Erleichterungen und läßt sich die Förderung der Eheschließungen in jeder Weise angelegen sein.

*

Streik der Bettler.

In der tschechischen Stadt Kladno ist die Zahl der Bettler besonders groß. Um den Armen, die von den Behörden die Erlaubnis zum Betteln erhalten haben, eine ständige Einnahmequelle zu sichern, hat sich die Stadt entschlossen, Almosenkarten zu fünf und zehn Hellern einzuführen. Gegen Vorlage der Bettelkarte wird dieser Betrag von den Behörden ausgezahlt. Die Bettler sind jedoch mit dieser Einrichtung nicht zufrieden. Sie fordern eine größere Unterstützung und sind, als ihnen eine ablehnende Antwort erteilt wurde, in den Streik getreten, worüber sich die Einwohner der Stadt nicht sonderlich ärgern dürften.

Das rote Kopftuch reizt den Geier.

Ein Schafhirte, der in der Nähe von Palowoe in der Slowakei seine Herde hütete, lag kürzlich der Ruhe pflegend auf dem Felde. Ein rotes Kopftuch schützte den Mann gegen die sengende Sonne. Plötzlich — man kann wirklich sagen: wie der Blitz aus heiterem Himmel — stürzte ein großer Lämmergeier herab und fügte dem Überraschten starke Verletzungen an Kopf und Händen bei. Ein Krallenhieb ins linke Auge des Hirten beraubte diesen teilweise der Sehkraft. Es wäre dem Manne wohl noch schlimm ergangen, hätte nicht sein siebenjähriges Söhnchen rasch entschlossen aus dem Lagerfeuer einen brennenden Zweig ergriffen und damit den Raubvogel, den offenbar das rote Tuch gereizt hatte, verscheucht.

*

Die größte Wanze der Erde.

Diese Wanze, deren Körper mehr als zehn Zentimeter lang wird, ist ein in Südamerika einheimisches Wasserinsekt. Sie ist ein ausgesprochenes Gifttier, da, wie Pawlowsky feststellte, ihr Speichel Giftstoffe enthält, die so stark wirken, daß diese Riesenwanzen sogar imstande sind, durch Stiche mit ihrem giftgefüllten Rüssel kleine Fische zu töten. Außer den Fischen, die sie bis auf die leere Haut aussaugt, überwältigt die Belostoma-Wanze (Belostoma grande), wie sie genannt wird, auch größere Insekten. Das Gift scheint in einer im Kopf befindlichen Drüse gebildet zu werden, und wird durch den Stich des Rüssels in die Wunde übertragen. Man kann diese Giftwanzen auch im Aquarium züchten, wo sie, mit reichlich Fleisch gefüttert, ganz gut fortkommen sollen.

Humor im Gerichtssaal.

Von Erwin G. Hentschel.

Der Verteidiger.

Diesmal war es nicht die Sonne, sondern die stockfinstere Nacht, die die nackte Wahrheit ans Tageslicht gebracht hat.

*

An diesem angeblich vom Angeklagten entwendeten Filzhut, der hier die stolze Rolle des corpus delicti spielt, wird sich der Herr Staatsanwalt ebenso die Zähne ausbeißen wie der mit der Untersuchung betraut gewesene Kommissar.

*

Die Meteorologische Zentralanstalt, der ich keineswegs nahetreten will, behauptet fest und steif, es habe am 2. Oktober 6 Uhr abends in Dingsdorf geregnet. Wir haben aber trotzdem keinen Anlaß, an der beeideten Aussage des Zeugen zu zweifeln, der einwandfrei bekundet, daß es um diese Zeit in Dingsdorf prachtvollen Sonnenschein gegeben hat.

*

Die Zeugin.

Der Herr Pfarrer hat ihn schon in der Schule oft und oft gewarnt, immer nur Gutes zu tun.

*

Ich lasse mir vom Herrn Verteidiger den Angeklagten nicht als Bräutigam in die Schuhe schieben. Ich bin Gott sei Dank ein anständiges Mädchen.

*

Da ich mit meinem Manne Streit hatte, vermag ich nicht zu sagen, ob es an diesem Tage geregnet hat.

*

Wenn ich ihn ganz genau betrachte, scheint es mir doch, daß es der Angeklagte gewesen ist, der mit mir damals in der Weinstube den Abend verbrachte und mit dem ich damals einige Male ins Kino ging.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg